

Kleines Feuilleton.

„Rentier Düring“. In der Wiener Straße zu Berlin wohnte seit einiger Zeit ein Mann, der sich als Rentier Düring angab und, weil er „vornehm“ ausstrahlte, in der Nachbarschaft Ansehen genoss. Er fuhr mit seiner Gattin häufig in der Taximeterdroschke aus, besuchte fleißig die Rennbahn und war in den Wirtschaften seines Viertels ein gern gesehener Gast. Plötzlich aber nahm die ganze Herrlichkeit ein Ende mit Schrecken. Vor einigen Tagen wurde in der Bornsdorfer Straße ein Einbrecher Raub in der Wohnung eines Briefträgers überfallen und festgenommen. Der Verurteilte weigerte sich hartnäckig, seine Wohnung anzugeben. Jetzt aber hat die Kriminalpolizei ermittelt, daß Raub nicht anders ist als der „Rentier Düring“. Er hatte sich mit der Frau eines Bekannten, die von ihrem Manne getrennt lebt, zusammengethan und unter falschem Namen eingemietet. Der vermeintliche Rentier betrieb den Einbruch im Großen und ließ die Beute durch die Frau und andere Vermittler unter der Hand verkaufen. Dieses Geschäft brachte so viel ein, daß beide flott leben konnten. Es Einbrüche, die er nicht mehr leugnen konnte, hat der „Rentier“ bereits eingeräumt. In allen Stadtvierteln, besonders in der Frankfurter Allee und am Viehhof, auch in der Kaiser Friedrich-, Münchener und Berliner Straße zu Niddorf, stahl er Kleidungsstücke, kupferne Kessel, Weingläser, Krüge, Betten, Daunendecken und so weiter. Ein großer Theil der beschlagnahmten Beute ist noch herrenlos.

Der verschwundene Bräutigam. Auf dem Standesamt in Lichtenberg bei Berlin erschien ein Pärchen mit den Trauzeugen, um in den Stand der Ehe zu treten. Als das Brautpaar aufgerufen wurde, hat der Bräutigam plötzlich um einen kleinen Aufschub. Er fühlte sich nicht wohl und wollte sich nur in den Rathhauskeller begeben, um sich zu stärken. Seinen Cylinderhut ließ er stehen. In Standesamt aber hatten die Braut die Trauzeugen vergeblich auf den Bräutigam. Als man nach einer halben Stunde im Rathhauskeller nachfragte, erfuhr man, daß der Jüngling dort überhaupt nicht erschienen sei. Die weinende Braut packte nun den Cylinder des Treulosen in Papier und begab sich nach Hause.

„Gelt'ns, da schau'ns!“ Das Bayerische Vaterland berichtet: Es war nach einem lustigen Gelage im Kasino, da tritt ein Botillons-Adjutant in den Englischen Garten hinaus, um seine Sinne wieder aufzuklären. Fröhlich bellend umkreiste den ziemlich locker im Sattel sitzenden Reiter sein Dadel. ziemlich tief in den Anlagen stand ein stämmiger Herr in Civil und las die Zeitung. Der Dadel schnupperte erst eine Weile an den Stiefeln des in sein Leibblatt vertieften herum, dann nahm er die bekannte Dreifußstellung an und es gab die ebenso bekannte Affäre, wenn Dadel an etwas herumchnuppert. Diese Szene machte dem lustigen Adjutanten riesig Spaß, jedoch schien er den wüthenden Fuchtritt, den der Herr in Civil dem frechen Dadel

gab, mitzuempfinden, denn an dem Leidtragenden vorbeigaloppierend, rief er schadenfroh: „Gelt'ns da schau'ns.“ Nach einigen Tagen war „Schwerer Reiterball“. Auf ihm wurde nun der Adjutant auch dem General v. K. vorgestellt. Die nun der Leutnant die General gegenüberstand, hatte er nur den einzigen Wunsch, sich sofort in den nächsten Briefkasten stürzen zu können, den teuflich grinsend sagte die Excellenz nur: „Gelt'ns, da schau'ns?“

Eine Ehe auf Kündigung macht augenblicklich in den Kreisen der Wiener Lebenswelt viel von sich reden. Eine junge, schöne Schauspielerin, die sich mehr durch ihre äußeren Reize und ihre Toiletten als durch ihre Begabung bekannt gemacht hat, heirathete vor kurzem einen Kavaliere aus großem Geschlecht. Die Schauspielerin verfügte über eine Mitgift von 200 000 Kronen, die weder erpöht noch ererbt, sondern ihr von einem bekannten Wiener Finanzier zur Verfügung gestellt worden waren. Dieser Herr wünschte nämlich seiner Freundin einen glänzenden Namen zu verschaffen, und der alternde und völlig mittellose Graf erhielt die Mitgift nur unter der Bedingung, daß er sofort Wien verlasse und im übrigen auf jedes Zusammenleben mit seiner Gattin verzichte. Der Graf ging auf alles ein; als aber die Ehe geschlossen und die Mitgift ausgezahlt war, weigerte er sich, die übrigen Forderungen des „Ehekontraktes“ zu erfüllen, ja er begehrte trotz seiner weißen Haare seine eigene Gattin zum Weibe. Den Hinweis auf den Kontrakt wies er mit der Behauptung ab, daß ein solcher Pakt ungesetzlich und deshalb nichtig sei. Vergebens bot man ihm mehr Geld — er wies es zurück und verlangte seine Frau, die darüber natürlich untröstlich ist, und nun versucht, den Gatten im Scheidungswege los zu werden.

Baron Nathaniel Rothschild. Aus Wien schreibt man dem „N. Z.“: Der eben verstorbene Baron Nathaniel Rothschild war eine in mehrfacher Hinsicht interessante Persönlichkeit, die in früheren Jahren auch gesellschaftlich stark hervortrat. Obwohl der älteste Sohn seines Vaters, des Barons Anselm Solomon, war nicht er, sondern sein jüngerer Bruder Albert Chef des Wiener Hauses, von dem er nur einen, allerdings fürstlichen, Antheil bezog. Nathaniel war nämlich schon in früher Jugendzeit schwach und kränzlich und wagte es nicht, eine wie immer geartete anstrengende Beschäftigung zu übernehmen. Von früher Jugend an mußte er alle Sorgen der Bewingung vielfacher Leiden zuwenden, und es läßt sich wohl sagen, nur die Kunst der Ärzte hat ihn bis zum 69. Jahre erhalten. Es gab seit fünfzig und mehr Jahren keine namhafte Kurmethode zur Kräftigung der Gesundheit, die Baron Rothschild nicht erprobt hätte, und seinen berühmten Arzt in Europa, in dessen Behandlung er nicht gestanden hätte. Je nach den Anforderungen der Kur veränderte er ununterbrochen seinen Aufenthaltsort, aber die Besserung in seinem Befinden war, ob er nun beim Pfarrer Aneipp in Würzburg oder im Schnee mit bloßen Füßen mathete oder in der Wüste bei Assuan in einem Zelte zwischen Beduinen lebte, stets nur eine vorübergehende. In dieser Beziehung ging es dem Krösus

schlechter als dem ärmsten Arbeiter, der sich seiner sein Stück Brot verdienen muß. In dem kranken Körper wohnte allerdings ein reger Geist, namentlich interessierte er sich lebhaft für Kunst und Künstler. In seinen Palästen und Schlössern finden sich großartige Kunstsammlungen, die er selbst angelegt. Er galt in dieser Hinsicht als Kenner ersten Ranges. Seiner Vorliebe für architektonische Schönheiten war es ferner zuzuschreiben, daß er auf seinen Besitzungen viele wundervolle Bauten aufzuführen ließ. Gesellschaftlich machte er in Wien durch seine großartigen Feste zu wohlthätigen Zwecken viel von sich reden. Es waren zumeist, da er ein großer Blumenfreund war, Blumenfeste. Seine Rosengärten auf der Hohen Warte bei Wien sind eine Sehenswürdigkeit, die kein Fremder, der die Kaiserstadt an der Donau besucht, unbeachtet läßt. Schließlich hatte Baron Nathaniel wie die meisten Mitglieder des Hauses Rothschild einen sehr ausgeprägten Wohlthätigkeitsfinn. Was er während seines Lebens an Arme und Bedürftige verschenkt hatte, macht viele, viele Millionen aus. Wie wundert man sich für einen Zweck dieser Art vergeblich an ihn, und wenn es sich um großzügige Unternehmungen handelte, kam er mit Millionen zu Hilfe. So half er auch der Wiener Poliklinik. Seinen großen Besitz bei Reichsneubau widmete er einem Rekonvaleszentenheim für Offiziere. Karlsbad schenkte er ein Spital. Baron Nathaniel blieb unverheiratet. Seine Reichthümer fallen seinem Bruder Albert zu, der sich auch in der glücklichen Lage befindet, es nicht nöthig zu haben. Man glaubt übrigens, daß das Testament großartige Stiftungen zu wohlthätigen Zwecken bringen dürfte.

Englischer Krankheit

der Säuglinge ist Hohenlohe'sches Halbmehl der einzig richtige Milchsatz. Es enthält die zum Kochen und Zerkleinern notwendigen phosphorsäuren Salze und fördert das Allgemeinwohl, indem es für gesunde wie kranke Kinder als Milchzusatz gleich wertvoll ist.

Geldschliffliches.

— Sternberg in Mecklenburg. Das hiesige städtische Technikum, welches unter Staatsaufsicht stehend, aus den Abtheilungen für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- und Tiefbau, Tischlerei- und Tonindustrie besteht, entwickelt sich in sehr erfreulicher Weise. Infolgedessen haben zum bevorstehenden Wintersemester die Lehrkräfte vermehrt und neue Unterrichtsräume eingerichtet werden müssen; ebenso sind die Lehrmittel in allen Abtheilungen ganz bedeutend vermehrt. Die Abgangsprüfungen für Maschinen-, Elektro-, Ziegelei-Ingenieure, sowie für Hoch-, Tiefbau- und Tischlereitechniker finden vor der Großherzoglichen Staatsprüfungskommission statt.

Bruncs Wandt

Wiesbaden Herren & Knaben Fernsprecher
42 Kirchgasse 42 Bekleidung No. 2093.
gegenüber der Schulgasse. fertig und nach Maass.

Reelles und leistungsfähiges Specialhaus der Branche.

Enorme Auswahl in allen Grössen, Façons und Preislagen.

Streng feste, billige Preise.

Luft- und Sonnenbad

des Vereins für volksverständliche Gesundheitspflege.
(Auf dem Hülberg, oberhalb des Sanatoriums Lindenhof).

Wir laden hierdurch alle Interessenten und Freunde unserer Bestrebungen zu der am Sonntag, den 18. Juni, vormittags 10 Uhr, stattfindenden Eröffnungsfest ein. Das Bad ist während des ganzen Sonntags für Jedermann zur freien Verfügung offen. Zur Benutzung geöffnet von Montag, den 19. Juni an täglich von Morgens 5 Uhr bis zum Eintritt der Dunkelheit.

Das Bad ist eingeteilt in Männer- und Frauenabtheilung. Im Frauenbad befinden sich größere Luftbäder für Einzelbäder. Ein Wärter und eine Wärterin sind stets anwesend. Die Benutzung der Douchen, Gasse, Sitzbäder und Sandbäder, sowie der Turngeräte ist für jeden Badebesucher frei.

Eintrittspreise für Vereinsmitglieder:

Einzelkarte Mk. 0.25, Jahreskarte Mk. 4.—, Familienkarte Mk. 6.—, Vorkarten für Angehörige über 18 Jahre Mk. 1.—.

Eintrittspreise für Nichtmitglieder: Einzelkarte Mk. 0.40, Jahreskarte Mk. 8.—, Familienkarte Mk. 12.—.

Eintrittskarten für Nichtmitglieder sind im Antiquariat, Rheinstraße 59, im Vegetarischen Speisehaus, Schillerplatz und beim Wärter zu haben.

Herrn und Damen, welche sich in den Abendstunden an gemeinsamen Körperübungen beteiligen wollen, werden ersucht, sich in die anliegenden Listen einzutragen.

Schirme Total-Ausverkauf

wegen Geschäfts-Aufgabe.

Verkauf enorm billig. Neuheiten der Saison in grösster Auswahl.
Nur noch kurze Zeit dauert der Verkauf der soliden Fabrikate
der Hof-Schirmfabrik 10 Langgasse 10.

Socken

mit verstärkten Sohlen, Fersen und Spitzen in
mako von 45 Pf., schwarz von 50 Pf. an,
nahtlos von 30 Pf. an,
bunte Socken von 40 Pf. an.

Schweiss-Socken

von 30 Pf. an,
leichte Sommersocken 15 u. 20 Pf.
das Paar.

L. Schwenck, Muhlasse 13.
Strumpfwaren- und Trikotagenhaus. 1456

Ca 100 Burichen.

Anzüge (Gelegenheitsanzug) für das Alter von 12-18 Jahren, aus guten Stoffen verarbeitet, früherer Preis 16.—, 18.—, 20.—, 22.—, 24.—, jetzt nur 13.—, 15.—, 16.—, 18.—, 20.—, 22.—, solange Vorrath reicht. Ansehen gebietet.
Delle Verkaufsräume

1. Stock, Schwalbacherstraße 30 1. Stock.
(Altezeit) 3189



Nr. 141.

Sonntag, den 18. Juni 1905.

20. Jahrgang

Doktor Voß.

Original-Roman von Carl Ed. Klopfer.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Gut, ich werde mich darnach richten, denn es wäre mir nicht gelegen, mich vorerst um die Gunst einer Mittelsperson bewerben zu müssen.“

Am nächsten Morgen, bald nach neun, machte sich der Baron auf den Weg nach dem Hause zum gebrochenen Herzen. Es war jaust kein freundlicher Frühlingstag; der Himmel war umwölkt und Gerhard's Stimmung nicht die beste. Er hatte in dieser Nacht wieder schwer, recht schwer geträumt — und wußte, wie immer, nicht mehr was. In seinem Kopfe war es wüst, es kostete ihm Mühe, seine Gedanken zu sammeln. Als er aber aus dem Thore des Gasthofes trat, war er doch nicht im Zweifel, welche Richtung er einzuschlagen habe. Er hatte die Weisungen der Frau Wirthin eben „unbewußt“ behalten, sagte er sich, denn er fand sich mit einer Sicherheit zurecht, die ihn gerade in seiner gegenwärtigen Zerstreuung hätte Wunder nehmen dürfen. Ueberhaupt fühlte er jetzt so recht deutlich wieder die „Zweitheilung“ seiner Seele; denn während er, wie von einem Mechanismus getrieben, über den Marktplatz und durch die nächsten Straßen schritt, marterte er sich fortwährend mit der Frage: „was war es denn nur, was Du heute Nacht geträumt hast?“ obwohl er gar nicht daran denken wollte, und zugleich musterte er mit kindlicher Verwunderung die alten Gebäude, an deren er vorüber kam. Diesen Markt mit seinem malerischen Brunnen, ja und auch die weiteren Häuserzeilen, die mußte er schon einmal in sehr guten und ausführlichen Gemälden gesehen haben, aber wo denn nur? Hatte er vielleicht daheim unter seinen reichen Sammlungen aus den Studienjahren eine vergessene Mappe mit diesen „Goldensteiner Ansichten?“

Und als er dann das Belagäbchen hinabschritt, dem Hause zu, das in der Ferne seinen Weg zu versperrten schien, da wußte er, daß dieser wunderbar verschörkelt Giebelbau ganz gewiß eines der werthvollsten Blätter in jener „vergessenen Mappe“ ausgefüllt haben mußte. „Zum gebrochenen Herzen“ nannte man es also. Das klang so poetisch, wie ein uraltes, verwehtes Lied aus der Kinderzeit und ebenso anheimelnd. Er suchte sich eine Melodie zu dem kurzen Texte zu machen oder die dazu gehörige zu finden, als müsse es wirklich eine solche geben. Und dabei war er schon vor dem Hause angekommen, die Stufen zu der Thür hinaufgestiegen und hatte den Glockenzug gerührt — um beim Tone der Klingel aufzufahren und sich erst auf die Wirklichkeit zu besinnen. Was wollte er denn nur da? Ach ja — die „Vossin“, die Wittve seines verstorbenen Freundes — Aber was hatte er ihr denn zu sagen? Er sei gekommen, sie aus der Armut zu erlösen? Sie war ja gar nicht arm, ihr Großvater hatte sogar ungeheure Schätze gesammelt — er meinte, sich fast eine Vorstellung davon machen zu können: kostbare Alterthümer, mit denen das Haus bis in die Keller hinab vollgepfropft sei. Es war übrigens auch verwunderlich, wie er zu dieser Einbildung kam.

Jetzt wurde das Hausthor geöffnet; eine alte, runzelige Magd erschien in der Thürspalt, eine wahre Heze, grau und düster wie dieser übelkaimige April-Himmel, der in die tiefe Thorische hier nur ein Zwielicht gelangen ließ.

„Was wollen Sie denn?“ krächzte die Alte, unwirsch darüber, daß der junge Mann im Reisemantel schwieg, als dürfe er erwarten, ohne Weiteres eingelassen zu werden. „Herr Brose ist nicht zu Hause.“

„Ich will zu Frau Voß — ich muß sie sprechen“, sagte Gerhard jetzt um so hastiger.

Die Magd fuhr überrascht zurück und beschattete die Augen mit der Hand, als könne sie den Fremden so scharfer betrachten.

„Jesus Maria!“ flüsterte sie dann, zitternd an die Wand sinkend, mit einer Geberde, als wolle sie sich bekreuzigen.

Gerhard, dem dadurch der Weg freigegeben war, trat ein und wollte die Erschrockene aufrütteln. „Was haben Sie denn? Sie hören doch, ich will — —“

Aber sie wehrte sich freischend dagegen, daß seine Finger ihre Schulter berühre, bückte sich rasch und schlüpfte unter seinem Arm durch, auf die Straße, wo sie dahinrannte, als sähe ihr der leibhaftige Gottseibeiuns auf dem Haden. Gerhard sah ihr kopfschüttelnd nach und schlug dann das Thor hinter sich zu, zur Haustreppe gehend. In diesem Hause gab es also wirklich eine Berrückte — diese Heze, deren Contersei er auch schon in einem Märchenbuche seiner Vubenzahre gefunden haben mußte. Also vorwärts, bis man auf einen Vernünftigen stößt! — Und erstieg die Treppe mit einer solchen Gewandtheit hinan, als war sie seinen Füßen längst bekannt und vertraut. Wieder hätte ihn das in Erstaunen setzen können, aber jetzt wunderte ihn nicht leicht mehr etwas; er war auf einmal in eine echte, rechte Märchenstimmung gekommen, wo man das Wunderbare als das Selbstverständliche erwartet.

Im ersten Stockwerk fand er Niemand, der ihn aufgehalten hätte; so stieg er wohlgenuth auch die zweite Treppe hinan, merkwürdigerweise, ohne daß es ihm eingefallen wäre, sich in jener Etage auch nur genauer umzusehen — nach Thüren zu Zimmer, wo er doch vielleicht hätte Hausbewohner vermuthen dürfen. Es war ihm ganz so, als hätte er von vornherein gar kein anderes Ziel gehabt, als just das zweite Stockwerk. — Und jetzt da oben — noch keine Menschenseele. Aber das befremdete ihn nicht im Geringsten. Er war ganz froh, sich mit Ruhe auf dem Corridor umsehen zu können, wo ihn Alles so traulich anmuthete, die Arabesken der verblähten Wandmalerei, eiliche Waffentrophäen in den Ecken — und ja, auch diese Aussicht durch die kleinen Fenster auf ein liebliches Gärtchen hinter dem Hause.

Dann sah er sich vor einer Thür mit übermalten Glasscheiben und einer Bronze-Klinke, die ein fabelhaftes Wappenthier, halb Vogel und halb Reptil, darstellte. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, diese Thürklinke anzugreifen und nieder zu drücken, ohne mehr den Gedanken an eine Person zu haben, die er in dem Hause aufsuchen sollte; er hatte den Zwed, der ihn hierher geführt, überhaupt und ganz und gar vergessen.

Er trat in ein dämmeriges Gemach und küßte sich augenblicklich von einem warmen Behagen umfassen. Da schienen erst die guten Geister zu haufen, von denen er branke im Corridor,

schon auf der Treppe vielleicht, den ersten Hauch verspürt zu haben meinte. Wäre er überhaupt noch geneigt gewesen, sein Denken und Empfinden in deutliche Worte zu kleiden, so hätten sie klingen müssen: „Hier ist gut weilen! Glückliche Der, der hier zu Hause sein könnte!“

Und er hatte sich noch gar nicht so eigentlich umsehen können hier drinnen; das trübe Tageslicht wurde hier ja noch durch die niedergelassenen Schleiergardinen der Fenster gedämpft. Erst als sich sein Auge an das Rembrandtsche Goldbuntel einigermaßen gewöhnt hatte, vermochte er die Einzelheiten seiner Umgebung zu unterscheiden.

Da stand inmitten des Zimmers ein quadratischer Tisch — mit weichen Kissen gedeckt; eine Mahlzeit schien da zugerichtet; seitwärts von der Suppenterrine standen zwei Teller auf dem Tische, neben dem Couvert, das ihm am nächsten lag, lag eine auseinander gefaltete Serviette — lose hingeworfen, als wäre Der, der sich ihrer bedienen bedient hatte, nur für einen Augenblick vom Tische aufgestanden — wahrhaftig, der Stuhl an dem Plaze war auch noch so zur Seite gerückt, wie ihn der Aufstehende zurückgeschoben haben mußte!

Dieses Mahl schien ihm im ersten Stadium unterbrochen worden zu sein, da standen auch noch die Weingläser blank und angefüllt, und die volle Flasche neben dem einen — dem feinen, wie ihn bedünken wollte; war es doch so als hätten die unsichtbaren Hände, die hier aufwarteten, nur seiner geharrt. So war es ja auch in dem Märchen von dem Sonntagskinde, das im Feenschloß von Geisterhänden bedient wird. Und wieder gehorchte er einem unwiderstehlichen Drange, setzte sich auf den einladenden Sessel, rückte herzu, nahm unwillkürlich die Serviette auf und breitete sie auf seinen Schooß, mit einer naiven Spannung den Dingen entgegensehend, die jetzt kommen sollten — kommen mußten.

Jetzt war er gewiß, daß er schlief und träumte und er lächelte über den kindlichen Traum und nahm sich wieder vor, sich ihn ja für den „kommenden Morgen“ zu merken; er sollte ihm für die Lebenszeit eine irdische Erinnerung werden.

Horch! war das nicht ein Lachen — ein süßes, silberhelles Kinderlachen in seiner Nähe? Es kam aus dem Nebenzimmer, und dann vernahm er eine gedämpfte Frauenstimme — und jetzt war wieder alles still. Aber nein, da erhob sich dort hinter der Thür ein lieblicher Sang — oh, so schmelzend, so weich, daß man hätte vergehen mögen in Wehmuth! Und die Worte drangen ihm ins Herz, immer tiefer mit jedem Satze und rührten da etwas auf, das ihn anfangs beglückte, dann bennruhigte und endlich lähmte, als griff ihm eine starre Geisterhand in die Brust.

Wird's denn noch einmal Lenz hienieden

Und grüßt auch mich der liebe Hauch?

Frau Nachtigall im Abendfrieden

Magt wieder aus dem dunklen Strauch.

Einst quoll ihr Lied: ein holdes Ahnen,

Ins frühlingswache Herze mein,

Nun singt es Wehmuth mir, ein Mahnen,

Verrauschten Glücks ins Kämmerlein.

Ein Scheidelied dem Märchentume

Der abgestiegenen Jugendzeit.

Da mir geblüht die blaue Blume,

Des Erdentraumes Seligkeit.

Ich trage still, was mir beschieden,

Man holt Entschund'nes nicht zurück.

Und wird's auch fürder Lenz hienieden —

Erinnerung heißt jetzt mein Glück.

Aber bei dem Worte „Erinnerung“ wich der unheimliche Bann von ihm, und als der leise Gesang verstummt war, da kehrte er mit einem Male zum Leben zurück eine fieberheiße Welle brauste in ihm auf. Er meinte, das eine Wort, das diese Sturmfluth aus einer dunklen Tiefe seines Innern ans Tageslicht warf, gellend hinauszuschreien, aber es kam nur sehnuchtsvoll klagend von seinen bebenden Lippen: „Erfriede!“

Dann glaubte er gar nicht, daß er selbst gerufen habe; eine fremde Macht schien es in die Luft geschleudert und zu jener weißen Thür getragen zu haben. Diese öffnete sich jetzt und schloß sich wieder geräuschlos hinter einer leise eintretenden Frauengestalt — einer zierlichen, mimosenhaft zarten Mädchengestalt. Ein kastanienbraunes Madonnenköpfchen lächelte ihn an, so hold, so unbeschreiblich hold, daß sich der wilde Schmerz in seinem Innern im Nu zum süßesten Wohlgefühl verwandelte.

„Da bist Du endlich!“ sagte sie, ihm freundlich zurendend. „Ich habe lange auf Dich gewartet — seit gestern Abend, die ganze Nacht durch — und jetzt ist es schon heller Tag.“

„Elschen, Elschen!“ stammelte er lachend und weinend, und streckte ihr die Hände entgegen, unfähig, sich vom Stuhle zu erheben; das Denken kehrte ihm erst allmählich, von Athemzug zu Athemzug zurück.

„Elschen! Elschen!“

„Nicht wahr, jetzt gehst Du nicht wieder von mir, Du Böser? Bald hätte ich mich geängstigt um Dich!“

Damit legte sie sanft ihre lieben, kleinen, rosigen Hände in die seinen und ließ sich an seine Brust ziehen, ihm das süße Lippenpaar verlangend entgegenbringend.

Und in dem langen, heißen, einen ganzen Abgrund voll Schmerz und Wonne ausschöpfenden Kusse fanden sie sich — Jedes sich selber und Eins das Andere. Da erschien in ihren goldbraunen Neugierigen ein Staunen, das sich rasch bis zum Schreien steigerte.

„Gott im Himmel!“ löste es sich aus ihrer Kehle, während sie ihre Hände befreite, um sich damit an den Kopf zu fahren, als erwache sie aus einem langen, schweren Traum. „Wie ist mir denn? Das kann ja nicht sein — das war ja nicht gestern, noch ehrgestern! Ah — wie sich da die Zeit auf einmal vor mir dehnt immer weiter, und weiter, daß ich sie kaum mehr umfassen kann! Das sind Wochen, Monate, viele Monate — ich war ja tausend und dabertausend Mal drinnen an diesem Tische und habe Dich gesucht und gesucht — — —“

„Und endlich gefunden!“

„Ja, gefunden, gefunden!“ schmetterte sie es jubelnd heraus; jetzt war ein neues Feuer, ein ganzer sonniger Tag in ihrem Blicke.

„Was brauche ich mich jetzt darum zu kümmern, wie lange ich Dich in Wahrheit entbehrt habe, Du lieber, lieber, einziger Lieber, Du! Da bist Du ja, da habe ich Dich und halte ich Dich und lasse Dich in Ewigkeit nicht von mir!“

Und wieder stürzten sie einander in die Arme, umschlangen sich, als gelte es, in einander aufzugehen, und tauschten Kuß um Kuß bis zur athemlosen Ermattung.

„Aber komm doch!“ rief sie dann plötzlich, von einem neuen Gedanken entflammt. „Du hast ja mein Kind noch nicht gesehen — unser Kind, unseren süßen kleinen Engel, unseren kleinen lieben Alfred.“

„Alfred!“ stotterte er. „Ja — ein Kind, wir haben ein Kind — Alfred Voh hat einen Knaben zurück gelassen — — —“

„Was hast Du? Was ist Dir?“ flüsterte sie entsetzt.

„Alfred! Mit diesem Namen — ist es erst völlig Tag in mir geworden!“

Un da war sie geschlossen, die ganze Erinnerungskette! Da sah er sich auf der Flucht über die babilische Grenze — mit den Papieren und der Hälfte des kleinen Vermögens seines braven Freundes Alfred Voh, das ihm dieser aufgedrängt hatte — und unter der ihm geliebten „Tarnkappe“, wie Voh den unbescholtenen Namen genannt, mit dem der verfolgte Baron Gerhard Kieswetter reisen konnte, war der falsche Doktor Voh nach Holenstein gekommen, während der wirkliche Träger dieses Namens die längst vorgesehene Studienreise nach Berlin und dann nach Scandinavien unternommen hatte. Und unter dem erborgten Namen hatte der junge Freiherr in Holenstein das Weib und das Eheglück errungen, einen häuslichen Frieden — bis zu dem Tage, da dieser Trendelberg, dessen Namen er kurz zuvor mit Entsetzen unter denen der Natiatter Revolutionäre gelesen, in seiner Verkleidung im Hause des Antiquars Prose eingetroffen war und zu ihm sagte: „Halte Dich zur Flucht bereit, denn nun bist Du auch als Alfred Voh auf deutschem Boden nicht mehr sicher! Voh, der Wirkliche, hat es — kaum nach Deutschland zurückgekehrt — bereits vorgezogen, wieder zu Schiff zu steigen um nach Amerika zu entweichen. Morgen sage ich Dir Näheres und Gewisses über die eingetretenen Umstände, die Dich vielleicht zum augenblicklichen Ausreißen nöthigen werden.“

Und dann war es wirklich so gekommen, oder der ewig von seinen überwuchernden Phantasien versführte Trendelberg hatte die unmittelbarste Gefahr doch für gekommen gewähnt und hatte der um Weib und Kind hangenden Gerhard auf der Stelle mit sich gerissen, ähnlich, wie er ihn vor fünfzehn Monaten zuvor aus dem Gemehel von Randern fast wider seinen Willen gerettet hatte. Höchstens einige Tage hoffte Gerhard sein geliebtes Weib ohne Nachricht lassen zu müssen. Wenn man nur einmal die holländische Grenze überschritten hätte, würde er schreiben können — sie trösten, ihr Muth einflößen und ihr den einfachen Plan eröffnen, mit welchem sie ihm nach ihrer Niederkunft an den mittlerweile gewonnenen sicheren Zufluchtsort nachfolgen sollte.

(Schluß folgt.)

Barthie Damen.

Staub-Mäntel, wasserdicht, früherer Preis Mk. 15, 18, 20, 22, 25, jetzt Mk. 10, 12, 14, 16, 18, so lange Vorrath reicht, werden billig verkauft

30, L, Schwalbacherstraße 30, L,

Alteckseite.

3190

Denkspruch.

Seht dem stolzen Manne Gleichgültigkeit entgegen, und ihr nehmt seiner Macht den Stachel.

Klinger.



Die kleine Braut.

Von Jean de Monthéas.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Alle diese modernen Möbel sind Schund! Das Zeug sieht ja nach nichts aus! Ich bitte Dich, Kleine, was sind denn alle diese verschändeltesten Ornamente, die nicht einmal dem elementarsten Gesetz der Harmonie gehorchen? Nein, mein Kind, das ist nichts. Sieh Dir doch dagegen einmal in Ausstellungen und Museen die Werke unserer alten Meister an; da ist z. B. ein Schreibtisch, der . . .“

Die Klingel ertönte und unterbrach mit ihrem lauten Gehimmel den Vortrag, den der Kunstschüler Séverin Duparc gern von Zeit zu Zeit seiner Tapissierarbeiterin Florice Pavillon hielt, die ihm lächelnd zuhörte.

Sie kümmerte sich wenig um Zeit- und Stilarten, das schöne, blonde Mädchen, das einem Gemälde von Rubens entstiegen zu sein schien, doch es gefiel ihr, den trefflichen Mann, den sie liebevoll ihren „alten Meister“ nannte und dessen gütiges Eingreifen sie seinerzeit vor dem Elend gerettet hatte, diskutieren zu hören.

Séverin Duparc hielt abelgelaunt inne.

„Na, da kommt schon wieder jemand, das ist aber kein Bekannter, ich höre es am Klingeln; unerträglich, daß man immerfort gestört wird!“

Eine melodische Stimme, der es an einer gewissen zärtlichen Ironie nicht fehlte, erhob sich aus einem Winkel der Werkstatt.

„Ein bißchen Geduld, Väterchen; wer weiß, ob da nicht Ihr reicher Kunstfreund kommt; Sie wissen doch, der millionenschwere Amerikaner, auf den Sie schon so lange warten und dessen Mittel Ihnen die Möglichkeit bieten sollen, endlich das prächtige Möbel auszuführen, von dem Sie träumen . . .“

Der alte Kunstschüler wandte sich nach der Ecke, wo Lise, seine einzige Tochter, ein zartes und gebrechliches kleines Geschöpf, das eine grauliche, zähe Schias auf ein Ruhebett sesselte, sich mit Hilfe eines Wandschirmes eine Islette Zuflucht geschaffen hatte, in der sie je nach ihrer Laune für sich blieb oder an dem arbeitsamen und fröhlichen Leben der großen Werkstatt teilnahm.

„Das Glück werde ich nicht haben, meine kleine Lisette,“ versetzte er mit sanfter Melancholie; ich warte schon lange nicht mehr auf ihn, auf meinen reichen Amerikaner. Mit den Jahren begreift man die Auflosigkeit solcher Hoffnungen.“

Ein lautes zweites Klingeln ertönte, und nun erhob sich Florice lachend.

„Der Besucher wird inzwischen ungeduldig, und ich werde ihm öffnen; denn wenn es zufällig Ihr reicher Kunstfreund wäre, so könnte er fortgehen und nicht mehr wiederkommen.“

Sie verschwand in dem langen Gange, der sich vor der bescheidenen Wohnung des alten Kunstschülers befand; eine Sekunde später öffnete sie die Tür und sah sich einem großen, fast ärmlich gekleideten jungen Manne gegenüber, der seinen Hut abnahm und sie mit entzückter Bewunderung betrachtete.

Keine Frau ist für diese stummen Huldigungen unempfindlich, und deshalb legte auch die hübsche Arbeiterin in wohlwollendem Tone dem Unbekannten die übliche Frage vor:

„Sie wünschen, mein Herr?“

Er antwortete nicht sogleich. Augenscheinlich erwartete er nicht, hinter dieser Tür eine lebendige Statue zu sehen, und konnte sich nur schwer einer Bewegung enthalten, die rein künstlerisch sein konnte, vielleicht aber auch aus einer geheimen und tieferen Quelle stammte. Trotzdem erklärte er nach kurzem Zögern in schlichtem Tone:

„Ich möchte mit Herrn Séverin Duparc sprechen.“

„Jawohl, mein Herr,“ versetzte Florice sofort. „Haben Sie die Güte, mir zu folgen.“

Sie ging dem jungen Manne voran und führte ihn in die Werkstatt.

II.

Auf den ersten Blick überlegte sich der alte Kunstschüler, daß das nicht der Millionär war, auf den er noch immer wartete, was ihn jedoch nicht hinderte, sich zu erheben und höflich zu fragen:

„Was steht zu Diensten, mein Herr?“

Der Fremde schien lebhaft bewegt und mit unwillkürlich zitternder Stimme versetzte er:

„Herr Duparc, ich weiß nicht, ob mein Name eine Erinnerung in Ihnen wachruft, ich heiße Florent Galardon.“

„Galardon,“ rief der Alte, „das war ja der Name meines teuersten Jugendfreundes!“

„Ich bin sein Sohn,“ versetzte der junge Mann mit mühsam zurückgehaltener Verwirrung.

Freundlich reichte ihm Séverin die Hand.

„Seien Sie willkommen, mein Junge, und ich danke Ihnen, daß Sie an den alten Kameraden Ihres Vaters gedacht haben! Wie doch die Zeit vergeht! Wir waren recht jung, Pierre Galardon und ich, als ich unser Dorf mit Paris vertauschte, wo ich schnell Vermögen zu erwerben hoffte. Pierre sollte mir nachkommen, sobald ich diese ehrgeizigen Hoffnungen erfüllt hatte; auf das Vermögen — ich brauche Ihnen das wohl nicht erst zu sagen — warte ich noch heute und ich ahnte gewiß nicht, daß ich anstatt meines Kameraden, der damals noch nicht einmal verheiratet war, dreißig Jahre später seinen Sohn vor mir sehen würde.“

„Ihn selbst werden Sie auch nie mehr sehen,“ versetzte Florent traurig.

„Er ist tot?“ fragte der alte Kunstschüler erschrocken.

„Leider ja,“ erklärte der junge Mann, mit dem Kopfe nickend. „Doch bevor er mich verließ, hat er mich dringend gebeten, Sie zu besuchen, und darum sehen Sie mich hier.“

„Sie sind hier zu Hause, mein Freund,“ erklärte Séverin liebevoll; kann ich Ihnen nützlich sein?“

„Gewiß,“ versetzte Florent eifrig; „ich habe in unserem Heimatdorf das Tischlerhandwerk gelernt und seit dem Tode meines Vaters einen guten Teil Frankreichs durchquert. Doch ich habe stets davon geträumt, mich in meiner Profession zu vervollkommen, weil ich für die Schnitzarbeiten ziemlich begabt bin und darin gerade ein Künstler werden möchte. Deshalb hat mir mein armer Vater auch häufig gesagt, Sie würden mir ein Führer und Leiter sein. So bitte ich Sie: können Sie mir nützlich sein?“

Der würdige Mann hatte Tränen in den Augen.

„Mein Junge, versetzte er, den Sohn Pierre Galardons unwillkürlich duzend, „Du glaubst nicht, wie glücklich Du mich machst. Dein Erscheinen bringt mir, was ich mir am sehnlichsten auf dieser Welt gewünscht habe, einen Schüler, der von demselben Kunstgedanken durchdrungen ist wie ich. Du willst dieser Schüler sein, ich danke Dir, mein Kind!“

Er reichte ihm bewegt die Hand und Florent ergriff sie mit der Ueberszeugung, daß er fortan keine Waise mehr war, sondern ein neues Vaterhaus gefunden hatte.

III.

„Ich sehe nicht ein, warum Florent ein möbliertes Zimmer mieten soll, da wir doch hier Platz genug haben,“ hatte Lise mit Autorität erklärt, und nach diesem Entschlusse der zarten Königin des Hauses hatte Florent sich einfach wie das Kind vom Hause niedergelassen.

Das letztere zählte übrigens bald einen Gast mehr: Florice, die nach dem Tode einer alten Großmutter, die sie mit ihrer Arbeit erhielt, ohne weitere Verwandte auf der Welt zurückgeblieben war.

An Platz setzte es tatsächlich nicht in der alten, geräumigen Wohnung, in der der alte Kunstschüler und Bildschnitzer seit langen Jahren hauste, und darum konnte Florice, wie er mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit behauptete, jetzt nirgend anders wohnen; seit langer Zeit war auch sie schon wie das Kind im Hause, nämlich seit dem Tage, da der gute Séverin sie als Mädchen von zwölf Jahren, vor Hunger und Elend beinahe sterbend, aufgefunden hatte. Die Vermste lebte bei einer kranken Großmutter, die sie nach dem Tode ihrer Eltern, armer, frühzeitig verstorbenen Arbeiter, zu sich genommen hatte.

Séverin hatte Mitleid mit diesem herzzerreißenden Kindeselend und ließ die Waise das schwierige, aber einträgliche Handwerk der Tapissiererei lehren. Florice wurde in ihrem Fach äußerst geschickt, und der alte Kunsthandwerker nahm sie als wertvolle Mitarbeiterin in seiner Werkstatt auf, wo sie dem würdigen Manne, der sie einst vom Hungertode gerettet, eine zärtliche Dankbarkeit weihte.

(Schluß folgt.)



Ein interessanter Zweikampf. Der Naturforscher Buchland erzählt folgende Tatsache: Ich erhielt vor Jahren mit der Post ein Körbchen, worin zwei lebende Skorpione sich befanden, welche mir einer meiner Freunde in Ägypten zuschickte. Ich hatte die Absicht, mich von der Wirklichkeit des Skorpionensichs zu überzeugen, und steckte zu diesem Zwecke eines dieser bösen Insekten unter die Glasglocke. Kurz darauf fing mein Diener eine Maus in seiner Falle und wollte sie eben ertränken, als ich auf den Gedanken kam, die Maus mit dem Skorpion kämpfen zu lassen. Der Skorpion, ein starkes Exemplar seiner Art, setzte sich sogleich in Verteidigungszustand. Die Maus, die sicherlich vorher kein solches Tier jemals zu Gesicht bekommen hatte, verhielt sich abwartend, da sie offenbar nicht mit sich einig war, ob sie Freund oder Feind vor sich hatte. Nach einer Weile begann sie in ihrem Gefängnis herumzulaufen und „Männchen“ zu machen. Den Skorpion verdroß dies offenbar, und er begann seinen Stachel zu schwingen. Sobald ihm die Maus wiederum zu nahe kam, stieß sie einen Quieck aus und biß den Gegner in den Rücken, wobei der Skorpion sie zwischen die Ohren in den Kopf schlug. Nunmehr versuchte der Skorpion den Rückzug, was aber nicht gut gehen wollte, da die Maus ihm inzwischen ein Bein abgebissen, und eine seiner Scheren sich in das Fell der Maus verfangen hatte. Maus und Skorpion hielten daher einander fest und rollten miteinander am Boden herum wie zwei kämpfende Ratten, wobei der Skorpion mit seinem Stachel gleichwie mit der Nadel einer Nähmaschine seinen Gegner bearbeitete. Nach und nach wurde der Skorpion aber mütter und mütter, und die Maus verfehlte ihm nunmehr nicht nur einen derben Biß in seinen Schwanz, sondern kniff ihm noch zwei weitere Beine ab. Als sie den Feind nun vollständig betäubt am Boden liegen sah, zog sie sich zurück, und begann zierlich Toilette zu machen. Ich erwartete natürlich, daß der Sieger sich seines Triumphes nicht lange erfreuen werde, sondern dem Gifte des Gegners unterliegen müsse. Dies war aber nicht der Fall. Am anderen Morgen befand sich vielmehr die Maus ganz wohl und munter und hatte außerdem ihren grimmigen Feind fast ganz zum Frühstück aufgefressen.

Aus dem Leben eines berühmten Feldherrn. General Suworow, der berühmte russische Feldherr (gest. 18. Mai 1800), der wegen seines originellen Charakters sich großer Popularität erfreute, war bei seinen Soldaten außerordentlich beliebt, weil er sich ihnen häufig gleichstellte und allerlei Scherze mit ihnen trieb. Oft ging er in einer Soldatenjacke oder in seinem zerrissenen Erbmantel unter seinen Truppen umher und freute sich stets, wenn man ihn nicht erkannte. Da gab es denn oft sehr lächerliche Auftritte, welche, wenn man sie alle aufgezeichnet hätte, Stoff zu einem neuen Buche voll Anekdoten über ihn geben würden. Nicht selten fand man ihn auch schlafend mitten unter den Soldaten. Einst rief ein vom General Derselben mit Papieren abgeordneter Sergeant dem Feldmarschall, der in der Soldatenjacke herumkief, zu: „He, Alter, höre, sage mir doch, wo Suworow im Quartier liegt.“ — „Das mag der Teufel wissen!“ antwortete dieser. — „Was“, rief der Sergeant, „ich habe ihm Rapporte vom General zu überbringen!“ — „Gib sie nicht ab“, war Suworows Antwort, „er ist jetzt entweder hagesticht betrunken, oder er kräht wie ein Hahn!“ Da hob der Soldat seinen Stock gegen ihn auf und rief: „Danke Gott für Dein Alter, Du Tölpel von Graulopf! Ich will mir nur nicht die Hände an Dir besudeln. Du bist wohl kein Russe, daß Du unsern Vater und Wohltäter so schimpfen und schmähen magst!“ Suworow lief, was er laufen konnte, um nach Hause zu kommen. Der Sergeant aber, der ihn hier erkannte, will sich ihm zu Füßen werfen, doch der Marschall umarmt ihn und sagt: „Du hast Deine Liebe zu mir in der Tat bewiesen: Du wolltest mich für mich selbst prägen!“ Darauf ließ er dem Glücklichen ein reiches Geschenk aushändigen. Mit besonderer Vorliebe stellte Suworow die sonderbarsten Fragen und freute sich, wenn er passende Antworten erhielt. Einst fragte er einen Soldaten, der ihm begegnete: „Wie weit ist es von hier bis zum Himmel?“ Antwort: „Zwei Suworowsche Tagesmärsche!“ Und Suworow bedeckte ihn dafür mit Küffen. So fragte er einst auch in der bittersten Kälte eine Schildwache, wie viele Sterne am Himmel seien. „Wartet nur“, versetzte der Posten und fing an zu zählen: „Eins, zwei, drei“ und so weiter. Als er bis tausend und mehr gezählt hatte, sprengte Suworow, vor Kälte zitternd, davon, nachdem er den Soldaten um seinen Namen gefragt hatte. Am folgenden Tage wurde der Soldat Unteroffizier, und Suworow sagte: „Der hat mich überlistet!“

Räthsel und Aufgaben.

Gegenjarräthsel.

Man suche passende Gegenjäre zu den nachstehend zusammengestellten Wörtern. Die Anfangsbuchstaben der dann entstandenen, richtig geordneten Wörter nennen den Namen eines bekannten ausländischen Schriftstellers.

Edig, Rede. — Vor, Mühe. — auß, der, ab, sie. — Jung, Mann, sie, Winter. — Frau, Enget. — Lang, Städter. — Jung, Stadt, sie. — Sommer, Wald. — Nacht, er, Nichtstun.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Schieberäthsel.

Beidesheim
Rondiamanten
Andreas
Congestaat
Kabel
Bretford
Flasche
Wohnkuchen
Reitstiefel
Don Carlos. Die Glocke.

Diamaträthsel.

Reh
Heine
Dollart
Seilbrunn
Schrant
Krone
Zun
u

Verdummelungsaufgabe.

Araber
Nienburg
Diensttag
Emilie
Neseda
Sueßkanal
Erangen
Anderßen.

Rebus.

Alte Leute hat ist so gut als eines jungen Regen.

Ga. 200 Costüm-Damenröcke

(Gelegenheitskauf)

in allen Farben, früherer Preis 14, 15, 16, 18, 20, 25 Mk., jetzt 6, 8, 10, 11, 12, 14 Mk., ein großer Vollen Unterröcke in allen Mustern, früher 6, 8, 10, 12, 14, 15, 16 Mk., jetzt 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 Mk., werden, so lange Vorrath reicht, billig verkauft

1 Stock. Schwalbacherstraße 30, 1 Stock. 3187

Mährsalz-Backpulver

steigert den Nährwerth, gibt dem Gebäck leichtes, lockeres Gefüge, weshalb leichter verdaulich. Preis 10 Pfg. Für reichlich 1 Pfund Mehl ausreichend. Mischlingen ist ganzlich ausgehoben.

Nur zu haben Kneipp-Haus, Rheinstraße 59.

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

• • Beweis. • •



Ärgerlich.

B.: „Ja, aber ich habe so wenig Schulden, darüber ärgere ich mich nur!“

Guter Rat.

Börsianer: „Das beste ist, meiner Meinung nach, die Hosentasche.“

Verliebt.

In ihren schönen Augen
Sch' ich mein Paradies;
Des Vaters Willen sind bitter —
Doch der Tochter Nu — pill'a sind süß.

Boshaff.

Gast: „Ja, — sogar Kunstgenuß.“

Eine gute Idee.

Von Eduard Jürgensen.

Ideen regieren die Welt! sagt bekanntlich Wilhelm v. Humboldt und hat damit selbstverständlich nur gute Ideen gemeint, denn schlechte, verunglückte, „quatsche“, verkehrte Ideen können ja unmöglich die Welt regieren, oder die Welt müßte eben gleichfalls eine verkehrte Welt sein, und das ist sie ja wohl nicht. Oder doch? —

Ich weiß das nicht genau; ich weiß nur, daß der Barbierherr Adolar Seefe ein überaus genial veranlagter



Mensch war, der aber trotzdem auf keine Weise in die Höhe kommen konnte, denn er paßte durchaus nicht in seine stumpfsinnige Umgebung hinein. Man erkannte ihn eben nicht.

Adolar war nämlich ein Dorfbarbier, d. h. er besaß ein Geschäft, welches eigentlich nur am Sonnabend Abend und Sonntag Vormittag offen zu sein brauchte, an den übrigen Tagen wurden die Rasiermesser zum Rübenschnitten und zum Kartoffelschälen benutzt; die Bauern seines Heimatortes hatten vollständig genug daran, wenn sie einmal in der Woche bei lebendigem Leibe geschunden wurden.

Na, dabei kann nun natürlich kein Mensch auf einen grünen Zweig kommen, von den abgeschnittenen Nasenspitzen und Ohrzöpfeln konnte Adolar auch nicht allein leben, und so ging es ihm schlecht, bitterlich schlecht.

Verschiedentlich hatte er schon versucht, den biedereren Dorfbewohnern durch ein von ihm selbst erfundenes Mundwasser oder durch eine besonders wohlriechende Seife etwas höhere Kultur einzupflanzen und dabei auch gleichzeitig seinen Geldbeutel auf den Damm zu bringen, aber es nützte nichts. Sie wuschen sich nach wie vor mit scharfem Sand, und den Mund auszuspülen, dazu waren sie erst recht nicht zu bewegen.

Da packte unsern Adolar schließlich die Verzweiflung, er verkaufte sein bißchen Hab und Gut, das er in Gestalt eines kleinen Häuschens noch von seinen lieben Eltern ererbt hatte, und zog mit wenigen hundert Mark bewaffnet, in die große, große Stadt, die ein Jeder kennt, die ich aber doch aus Discretion hier nicht nennen will.

Das Erste, was er als intelligenter Mensch nun hier selbstverständlich vornahm, war der Besuch eines feinen Friseurlabens, in welchem er Frischstudien zu machen sich vorgenommen hatte. Das gelang ihm denn auch über die Maßen gut, indem er sich als ganz gewöhnlicher „Kunde“, d. h. ohne seine Kollegenschaft zu verraten, ra- und frisieren ließ, wobei ihm denn auch noch tüchtig der Kopf gewaschen wurde. Er hatte für diese gesamte Manipulation ein blanke Mark zu entrichten.

„Dummerfiel!“ sagte sich Adolar im stillen, „dafür mußt

Du ja auf Deinem Dorfe netto zwanzig Bauern schinden! Hier bleibst Du! Hier ist Geld zu verdienen!“

Und neugestärkt im Glauben an die Zukunft begab er sich wieder auf die Straße, um sich zunächst von den Strapazen des Champooniertwerdens in irgend einem Restaurant zu erholen. Da plötzlich fiel sein Auge auf das Wort: Konditorei, welches in großen Buchstaben über einem überaus vornehmen Lokale angebracht war, und da es derartige Etablissements in seinem Dorfe nicht gegeben hatte, Adolar aber ein ungewöhnlich mutiger Mensch war, so trat er denn kühnen Sinnes hinein und verlangte eine „Kleine Braune“, worunter er in seiner provinziellen Unschuld eine Flasche Braumbier verstand.

Der Kellner brachte eine Tasse Kaffee.

Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken nahm unser Dorfbarbier dieselbe entgegen, was gewiß für seine Geistesgegenwart und Bildungsfähigkeit ein gutes Zeugnis ablegte. Inzwischen hatte er sich nun auch das Tun und Treiben in der Konditorei genauer angesehen, und dabei war es ihm aufgefallen, daß eine große Anzahl Damen eine weiße Masse verzehrten, welche mit — Seifenschaum eine verzweifelte Ähnlichkeit besaß.

„Sagen Sie mal, verehrtes Fräulein“, wandte er sich an die Aufwärterin, „die Damen dort nehmen wohl eine innerliche Reinigung vor, indem sie den Seifenschaum hinunterschlucken?“

Das junge Mädchen fing laut an zu lachen.

„Sind Sie aber ein Scherzbold!“ entgegnete sie schelmisch.

Adolar guckte sie ganz verblüfft an. Das war zum ersten Mal in seinem Leben, daß jemand in ihm einen „Witzmacher“ entdeckte; aber er benahm sich auch in diesem Falle überaus gefaßt.

„Wollen Sie mir nicht auch einen Löffel voll von diesem ehbaren Seifenschaum überlassen?“ fragte er mit freundlichem Blick.

„Sehr gerne, mein Herr!“ Und im nächsten Augenblicke wurde ihm unter zierlichem Knixen: „Ein Mal Schlagfahne!“ kredenzt.



Bedächtig nahm er den Teelöffel, tauchte ihn in die schneeweiße Substanz und begann ängstlich und vorsichtig leise zu nippen.

Allerhand Achtung! Das Zeug schmeckte ja gradezu himmlisch. Er kostete wieder, kostete abermals und bald hatte er die ganze Portion sich einverleibt, so daß er jetzt nur noch

den Teller abzuschlecken brauchte, was er denn auch ehrlich und gewissenhaft tat, während sämtliche Damen ringsumher ihm mit gespanntem Interesse und kaum zu unterdrücktem Lächeln zuschauten.

Dann zahlte er und verließ mit höflicher Verbeugung das Lokal, nachdem er noch der Buffetdame gegenüber die Frage gestellt hatte: „Also Schlagsahne heißt diese herrliche Erfindung?“, was diese mit schelmischem Kopfnicken bejahte.

Draußen auf dem Trottoir aber blieb er plötzlich stehen, schlug sich zum größten Erstaunen des dort postierten Schutzmannes mit der geballten Faust vor seinen eigenen Kopf und schrie alsbald, wie besessen von einem Wein auf's andere hüpfend: „Ich hab's, ich hab's! Ich hab's gefunden! Ich werde ein reicher Mann!“

Herrn Adolar Seese schien ein — Seifensieder aufgegangen zu sein.

Wenige Tage später konnte man in einer der belebteren Straßen der großen, großen Stadt, die ich hier aus Bart-

gefühl nicht nennen will, über einem verhältnismäßig kleinen Barbierladen die großgedruckte Inschrift lesen:

Adolar Seese.

Rasieren mit Schlagsahne 25 Pfg.
(Erfindung bereits zum Patent angemeldet.)

Daß der Zudrang ein ungeheurer war, kann sich jeder leicht denken. Besonders ganz junge Leute, die noch gar keine Spur von irgendwelchem Bart besaßen, suchten sein „Schlagsanatorium“ auf, und es war ein erhebender Anblick, wenn sie so dasahen und während der Prozedur (Adolar rasierte total schmerzlos mit einem Eisenbeinmesser) sich die köstliche Süßigkeit von der Oberlippe leckten.

Und als er dann, einem dringenden Bedürfnis entsprechend, auch noch einen Damenalon einrichtete, in welchem junge Mütter mit Schlagsahne shampooontert (Kopf gewaschen) wurden, da war das Geschäft kaum noch zu bewältigen, denn selbst die Kinderchen veranlaßten ihre Mamas — dem „süßen Drange“ unserer Zeit folgend — fast täglich zu Adolar zu gehen.

Adolar wurde in kurzer Zeit ein gemachter Mann! A made man! sagen wir Engländer.

— O sei mein Weib. —

O sei mein Weib! Geh mir voran die Pfad!
Wenn Du mich meidest, bleibt die Nacht zurück,
Dein Hauch allein gibt meinem Leben Gnade,
Von Deinen Lippen nur nehm' ich mein Glück!



Glaub' nicht, daß die Gefühle in mir sterben,
Wenn Dir im Auge Jugend nicht mehr ruht!
Du brauchst dann nur mal wieder recht zu erben,
Dann liebe ich Dich gleich mit alter Glut!

Ein Lehrjungenstreich in den Kolonien oder Das Kontor in der Tinte.



Kein Wunder.

A.: „Du, die Anna leidet ja an Herzerweiterung.“

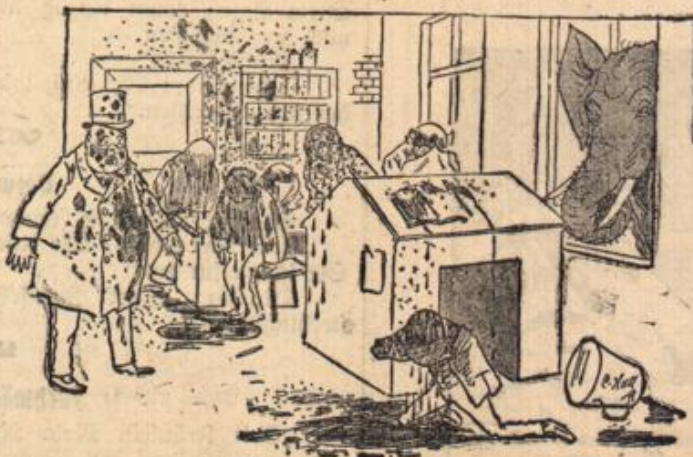
B.: „Seit wann denn?“

A.: „Seitdem sie den dicken Müller in ihr Herz geschlossen.“

Mütterlicher Wunsch.

„Du, Mama, der Herr Assessor will uns Postkarten mit Ansichten senden!“

„Postkarten mit Ansichten wären mir lieber!“



Im Bade.

„Weshalb sind Sie denn hier zur Kur, Herr Kollege?“

„Ich leide an Gallensteinen.“

„Da rate ich Ihnen, hier recht häufig ins Theater zu gehen. Die Primadonna singt nämlich steinerweichend.“

Protzig.

Herr Kommerzienrat schienen gestern in froher Bierlaune zu sein.

„Champagnerlaune.“

Ein Spitzbubenkniß.

1.



2.



3.



4.



Ihr Lieblingswunsch.

„Es kommt jetzt die Zeit, liebe Elisabeth, wo jede fürsorgende Mutter bestrebt sein muß, ihre Tochter unter die Haube zu bringen. Nun sage mir aufrichtig, ob Du in dieser Hinsicht einen besonderen Wunsch hegst?“

„Bitte, bitte, Mama, bring' mich unter die Püdelhaube!“

~

Ausrede.

Madame: „Aufstehen, Anna, der Hahn hat gekräht!“

Dienstmädchen (schlaftrunken): „Ach, Madame, ich weiß es ganz bestimmt, der Hahn geht eine ganze Stunde zu früh!“

6

Keine Unterbrechung.



Friseur: „Also Ihr Liebhaber, der Fürst N. ist auf ein halbes Jahr verreist, da sind Sie wohl untröstlich?“

Balleuse: „Ach nein — sein Vertreter hat sich bereits bei mir vorgestellt.“

~

O weh!

Fräulein A.: „Herr Krüger hat mir vorhin gesagt, ehe er mich gesehen, wäre ihm die Welt wie eine Wüste erschienen.“

Fräulein B.: „Darum tanzt er jedenfalls auch wie ein Kamel.“

~

Verdurstet.

Schneider: „Denken Sie sich! Machen Sie da neulich einem Herrn einen Anzug auf Kredit mit dem Ersuchen, mich zu empfehlen —“

„Nun? Und?“

Schneider: „Er muß mich falsch verstanden haben; er hat sich empfohlen.“

~

Vorwurf.

Dichter: „Darf ich Ihnen mein neues Epos anbieten?“

Kritiker: „Was? Sie leben und dichten noch? Ich hielt Sie längst für tot!“

Dichter: „Tot? Zweifeln auch Sie an meiner Unsterblichkeit?“

12

Fachmännisch.

„Seit Fräulein Meta Medizin studiert, hat sie ihrer Lieblingsfonditörei den Namen ‚Sahnatorium‘ beigelegt.“